

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Woas, Franz: Der Hirt von Rauschebach. Nach der Wirklichkeit erzählt

urn:nbn:de:bsz:31-62031



Der Hirt von Kauschbach.

Nach der Wirklichkeit erzählt
von Franz Boas
Wiesbaden.

in rechtes Kreuz, was die
Kauschbacher hatten mit

ihrem Hirt! Mußte wohl am Namen des Dor-
fes liegen: Kauschbach! Kam noch besagter
Hirt sein Lebtag aus dem Kausch nicht heraus.

Dabei waren sonst die Kauschbacher — ob
sie auch ein munteres Volk waren wie nur eines
im Thüringer Wald und an festlichen Tagen
einem frohen Trunk nicht abgeneigt — für ge-
wöhnlich still, sittsam und bescheiden.

Was auch hatten sie für einen Bürgermeister!
Die Ehrbarkeit selber! Da mußte man schon
weit gehen, einen zu finden, der ihm gleich war.

Um so schlimmer nur, daß der Hirt so ganz und
gar aus der guten Kauschbacher Art geschlagen
war! Auch der Hirt soll sein Amt ausfüllen,
wie sich's gehört; hängt doch Wohl und Wehe
des ganzen Dorfes vom lieben Viehzeug ab.

Aber wie gesagt, der Mann konnte den Kausch
nicht los werden. Auf die Dauer ging das ein-
fach nicht; manch schönes Stück Vieh ging seinet-
wegen verloren. Nun konnte die Gemeinde den
Mann freilich seines Amtes entsetzen; wo aber einen
anderen Hirten hernehmen? — Wird ein Posten
als Bürgermeister frei oder auch nur als Rat-
schreiber — gleich meldet sich ein Duzend und
mehr; aber um den Posten als Hirt von Kausch-
bach gab's nimmer einen Wettlauf.

Nun spielte der Zufall auf wunderliche
Weise: ein Mann kam eines Tages durchs Dorf,
schaute aus wie ein reisender Handwerksbursche,

trug ein schmales Zelleisen auf dem Buckel, einen
derben Stock in der Hand. Ob er aber wirk-
lich auch ein Handwerksbursche war? Ob er ein
Schullehrer; geschick genug schaute er drein. Und
daß er so bescheiden daherkam — nun, das
brauchte weiter nicht wunder zu nehmen. Viel-
leicht reiste der durch die Lande, um sich eine
Schule und Schüler zu suchen; denn so ums Jahr
1810 — wo die Geschichte spielt — stand es
jammerschlecht ums ganze liebe Schulwesen: die
vielen Kriege, Krankheiten und Elend hatten
alle Schulhäuser, wo sie wirklich noch standen,
leer gemacht.

Der „Ablerwirt“ war mit dem Manne ins
Gespräch gekommen; doch was der Fremde war
und wollte, das hatte er nicht herausbekommen;
bis ihm auf einmal der Gedanke kam: ob das
am Ende nicht der Mann wäre für den Posten
als Hirt? — Anfangs traute er sich nicht, den
Gedanken verlauten zu lassen; schließlich tupfte
er ihn doch so hin — und was geschah? Der
fremde Mann fand das so übel nicht; und als
ihm der Wirt gar das Häusle zeigte, wo er zu
wohnen hätte — ein schmuckes Anwesen mit Gar-
ten und Feld — da war der Mann Feuer und
Flamme.

Gleich ging's zum Bürgermeister; im Um-
sehen war das Geschäft gemacht; am selben Tage
noch bezog der Mann das Gehöft; der alte Hirt
aber wurde Knall und Fall ins Armenhaus
getan.

So war alles in bester Ordnung, alle Teile
zufrieden.

Ein bescheidener Mann war es, den sie ein-
gestellt; der seines Amtes in aller Aufmerksam-
keit, Stille und Ruhe waltete; nur eine Eigen-
heit hatte er, die anfangs die Dorfleute nicht
wenig verwunderte: wo diese bis jetzt gewohnt
gewesen, daß der Hirt mit einem Horn seine
Herde zusammenrief, geschah das jetzt mit lautem
Singsang — und es ging auch; ganz ausnahms-
weise gut sogar, besser als jemals zuvor; denn
der Mann — ob auch schon etwas bei Jahren
— hatte eine kräftige Stimme. Wie stürzten die
Gänse und Enten, die Hammel und Ziegen, Alt-
und Jungvieh — das edle Borstengetier nicht
zu vergessen — aus allen Gehöften herzu, wenn
er rief und lockte! —

Seine Stimme aber war nicht nur kräftig,
sondern auch schön; und in der Gewalt hatte
er sie, wie er wollte, hoch und tief. Von seinem
Felde draußen hörten ihn die Dorfleute oft für
sich singen; und meist waren es heitere Lieder,
denen sie gerne lauschten; und waren Lieder,
wie sie noch keiner sonst zu hören bekommen —
ganz, als hätte der Mann alle diese Lieder-
weisen selber gefunden.

So lebte er dahin, seines Hirtenloses froh,
zufrieden mit seinem Geschick — ob dieses doch
wahrlich nicht dazu angetan war, auch nur das

bescheidenste Gemüt glücklich zu machen. Er aber war's. —

*

Des Bürgermeisters Tochter heiratete. Der Vater — wie es einem Bürgermeister zustand — wollte ihr eine schöne, große Hochzeit anrichten. Alle Freundinnen waren geladen, aus dem Dorfe wie aus der Nachbarschaft. Mai war es. Vor dem „Adler“, um die alte große Linde herum, waren frisch die Dielen gelegt; hier sollte

auf waren auf dem Wagen Koffer und Felleisen verladen.

Als der Wagen sich der Linde näherte, ließ der Reisende den Kutscher Halt machen. Dieses seltene Schauspiel einer Dorfhochzeit im Thüringer Lande — das wollte er sich ansehen.

Ein noch junger Mann war es. Ein Paar große dunkle Augen schauten ihm aus dem feingeschnittenen, etwas mageren und blassen Gesicht.



Als die Mädchen ihren Reigen anhuben, da beugte er sich vor und lauschte voller Spannung.

getanzt werden. Vorher aber sollte der Braut von den Brautjungfern der Myrtenkranz überreicht werden.

So geschah es. Schon war alles im besten Gange. In ihrer schönen dörflichen Tracht festlich gekleidet, hatten sich die Mädchen zusammengefunden und sich aufgestellt, eben sollte der Gesang anheben — da rollte ein Wagen heran, eine offene Kalesche, worin ein vornehmer Reisender saß. Weit her mußte er wohl kommen, verstaubt waren Wagen und Pferde. Auf dem Bod, beim Kutscher, saß ein Lakai in hellblauem Rock mit goldenen Litzen. Hinten-

Aufmerksam schaute er um sich, sprach freundliche Worte zu den Männern und Frauen, die alsbald seinen Wagen neugierig umringt hatten. Als nun aber die Mädchen ihr Spiel, ihren Reigen und Gesang anhuben, da beugte er sich schon bei den ersten Tönen vor und lauschte voller Spannung. Bald war es so, als entginge seinem Ohr auch nicht ein einziger Ton, nicht eine Note; ja, als schriebe er sich das ganze Lied hinter die schöne, breite, leuchtende Stirn — just wie einer, der es mit Feder und Tinte ins Taschenbuch schriebe.

Mehrere Strophen hatte das Lied, alle von

der gleichen Weise. Zuletzt schlug er mit seiner schmalen weißen Hand den Takt dazu und summtes mit, als sei er gelernter Musiker.

Bergnügt schlug er schließlich, als alles zu Ende gekommen, in die Hände. Sein Gesicht aber war währenddem noch blässer geworden; nur auf jeder der schmalen Wangen brannte ein rotes Flecklein, als ein Zeichen dafür, wie das Lied ihm doch so sehr zu Herzen gegangen war.

Dabei war es eine einfache Weise; aber gerade das mochte wohl sein, was ihm so gefiel. Jetzt gingen die jungen Leute zum Tanz über; der Wagen rollte davon. —

*

Nach Dresden ging die Reise; denn wer war der Reisende?

Karl Maria von Weber.

Aus Mannheim kam er, die alte Heerstraße entlang; über Frankfurt, Fulda und Eisenach. In Mannheim war er Kapellmeister gewesen; jetzt war er nach Dresden berufen an die sächsische Hofoper. Dort spielten und sangen bis jetzt nur Italiener in ihrer Sprache. Nun aber hatten sie ausgespielt mit ihrem Wälsch: Deutsch sollte von jetzt ab alles dort zugehen; und dazu eben war Karl Maria von Weber berufen worden; denn er war damals schon ein berühmter Musiker, Konzertmeister, Lieder- und Operndichter. Wie hatte er seinen Posten allezeit ausgefüllt, und um wieviel berühmter wurde er jetzt! Immer eine neue Oper nach der andern entstand, jede immer schöner als die andere; dabei jede lerndeutsch, echt volkstümlich, daß ganz Deutschland seine Freude daran hatte und allen Geschmack verlor an dem fremdländischen Gesang.

Wer kennt seine Stücke nicht? Wer nicht den Freischütz? Wer nicht das Brautlied daraus: „Wir winden dir den Jungfernkranz?“

Gar sonderbar war's mit dem Liede zugegangen: Er hatte es in die Oper eingeflochten, genau so, wie er es damals vernommen auf der Hochzeit im Thüringer Wald; denn getreu hatte er's im Gedächtnis behalten. Für ein Volkslied nahm er es; und nie hat er, wenn es so laut und viel gelobt wurde, ein Hehl daraus gemacht, wo und wie er es gefunden.

Und doch war alles anders. Er selbst hat es noch erfahren sollen. —

*

Es war ein Ruf an ihn ergangen aus England. Dorthin sollte er kommen; dort wollte man ihn haben, in eigener Person sollte er den Engländern seine Konzertstücke und Opera vorführen. Großer Ruhm und vieles Geld winkten ihm: Aber schon lagen Todesahnungen als düstere Schatten über seinen Tagen. So zögerte er lange, bis er sich doch auf die weite, beschwerliche Reise begab.

Wieder führte der Weg ihn durch das Thüringer Land und wieder genau dieselbe Straße entlang, die er von Mannheim vor Jahren hergekommen war. Wieder ließ er, in Erinnerung an vergangene Zeit, vor dem „Adler“ von Kaushebach seinen Kutscher haltmachen. Nur daß es diesmal nicht helle Maienzeit war, sondern rauher Herbst. Krank, wie er war, fröstelte es ihn.

Noch war es derselbe Wirt von damals, der an den Wagen trat. Gut entsann er sich noch des Fremden, der vor Jahren bei ihm hatte halten lassen, um sich die Hochzeit der Bürgermeisterstochter anzusehen.

Freundliche Worte gingen hin und her, und auch auf das Brautlied kam das Gespräch, das hier einst gesungen worden war.

„Ein schönes Lied war das,“ sagte Karl Maria von Weber. „Was Ihr hier doch für schöne Volkslieder habt!“

„Volkslieder!“ machte der Wirt. „Nein, gnädiger Herr, ein Volkslied war das nicht.“

„Wie? Kein Volkslied! Von wem war es denn sonst?“

„Der Mann, der es gemacht hat,“ erwiderte der Wirt, „war eine Zeitlang bei uns Hirt.“

„Unmöglich!“ rief Karl Maria von Weber aus.

„Es ist aber so, gnädiger Herr,“ beharrte der Wirt. „Das war ja so die Art selbigen Mannes. Nicht nur das eine, nein, viele solcher Lieder hat er gemacht. Mitunter werden sie heute hier herum noch gesungen. Die Kranzseljungfern,“ fuhr er fort, als ihm der Fremde durchaus nicht glauben wollte; „sie hatten ihn damals gebeten, ihnen doch ein schönes Brautlied auszusinnen; nun, so hat er's getan.“

Karl Maria von Weber mochte und konnte das nicht glauben.

Wahrlich, er verstand sich doch auf Lieder. Wie hatte das Lied auf ihn gewirkt! Wie die Brautjungfern es ihm damals vorgesungen: er konnte gar nicht anders, er mußte es für ein Volkslied halten, eine einfache und schlichte und doch ergreifende, herzinnige Weise. Und nun war es ein armer Hirt, der sie erdacht!

Tief ergriffen vernahm es Karl Maria von Weber.

„Lebt der Mann noch? Ist er noch da?“ fragte er den Wirt. „Ich will zu ihm. Den Mann muß ich sehen, sprechen. Helfen will ich ihm.“

Der Wirt schüttelte den Kopf: „Lang hat er hier nicht gehalten. Längst ist er weg; niemand weiß von ihm: wohin?“ —

*

So ist es: niemand weiß von ihm, nicht Stand, nicht Name. Sein Lied aber wird leben auf immer. —

ffter und
nde nächst
i manchen
chkeit im
h ansehn
er es. Ein
um aus dem
und blasse

iprach frem
Frauen, die
mringt dach
el, ihren
e er sich
anküfte volk
glinge
st eine
Lied
— jäh
ins

ed, alle